

Essay

Der neue kategorische Imperativ? Margaret Archers Trilogie zur reflexiven Lebensführung

Margaret S. Archer, *The Reflexive Imperative in Late Modernity*. Cambridge: Cambridge University Press 2012, 340 S. gb., 76,30 €

Besprochen von **Prof. Dr. Hans-Peter Müller**: Professor für Allgemeine Soziologie, Humboldt-Universität zu Berlin, E-Mail: hpmueller@sowi.hu-berlin.de

Schlüsselwörter: Reflexivität, Struktur, Handeln, Kultur, Morphogenese

DOI 10.1515/srsr-2015-0027

In Deutschland ist Margaret Archer nie recht bekannt geworden, obwohl sie international als berühmte und anerkannte Sozialtheoretikerin und Bildungsforscherin gelten darf. Sie hat über zwanzig Bücher sowie zahlreiche Artikel veröffentlicht und wichtige Ämter bekleidet: So war sie die erste Frau an der Spitze der *International Sociological Association* (1986–1990); es gelang ihr, als Herausgeberin (1972–1980) der etwas hausbackenen Zeitschrift der ISA „*Current Sociology*“ neues Leben einzuhauchen; sie stieß rasch zum wissenschaftlichen Beirat des *Premio Amalfi*, der seit den 1980er Jahren das beste sozialwissenschaftliche Buch in Europa krönt; überdies ist sie Gründungsmitglied der britischen *Academy of Social Sciences* und Mitglied der *Academia Europaea*. Schließlich gehörte sie auch zu den Gründungsmitgliedern der *Päpstlichen Akademie der Sozialwissenschaften* und wurde in diesem Jahr von Papst Franziskus zu deren Präsidentin ernannt.

Diesen vielfältigen akademischen Ehren liegt eine solide und breitgefächerte akademische Ausbildung zugrunde. Archer studierte Sozialwissenschaften an der „London School of Economics“ und machte 1967 ihren PhD dortselbst mit einer Arbeit über „*The Educational Achievement Aspirations of English Working Class Parents: Their Formation and Influence on Children’s School*“. Sie hängte dann aber noch ein Aufbaustudium zur Verwaltungswissenschaft an der „*Ecole Pratique des Hautes Etudes*“ in Paris an. Ihre Lehrtätigkeit begann sie an der University of Cambridge (1964–1966) und an der University of Reading (1966–1973), bevor sie 1973 Professorin an der University of Warwick wurde. Seit ihrer Emeri-

tierung in Warwick im Jahre 2010 arbeitet sie als Direktorin des „Centre d’Ontologie Sociale“ in Lausanne.

Ähnlich wie Pierre Bourdieu in Paris und Basil Bernstein in London, deren Zusammenarbeit sie suchte, startete Archer ihre soziologische Berufskarriere als Bildungsforscherin. Und ähnlich wie Bourdieu, dessen Arbeiten sie dem Sage-Verlag zur Übersetzung vorschlug, wählte sie dazu den klassischen Doppelzugriff. In ihrer Doktorarbeit beschäftigte sie sich mit individueller Bildungsmobilität und der Chancenungleichheit infolge der Bildungsaspirationen von Eltern aus der Arbeiterklasse. Ihr erstes großes Buch hingegen widmete sich den institutionellen Bildungswelten in England, Dänemark, Frankreich und Russland. „Social Origins of Educational Systems“ aus dem Jahre 1979 enthielt *in nuce* bereits den Ansatz, der ihre Arbeiten in der Folgezeit inspirieren sollte.

Von Walter Buckley (1967) entlehnte sie die Idee der Morphogenese und entwickelt einen Ansatz, der mit der Dreier-Formel „Kulturelle Bedingungen – soziokulturelle Interaktion – kulturelle Elaborierung“ operiert. Diesen morphogenetischen Ansatz kombiniert Archer mit David Lockwoods (1971) klassischer Unterscheidung von System- und Sozialintegration und wendet ihn auf die Analyse der Kultur in der Sozialtheorie an. Das Ergebnis dieses großartigen Entwurfs wird „Culture and Agency“ aus dem Jahre 1988. In Anlehnung an Karl Poppers (1972) Idee der „Welt 3“ begreift sie Kultur ontologisch als objektives System, das unter dem Druck von Systematisierung und Widerspruchsfreiheit steht. In ihrem Handeln bedienen sich Akteure der symbolischen Leistungen des kulturellen Systems – das meint das „cultural conditioning“. „Conditioning“ heißt nicht Determination, sondern das kulturelle System definiert eine Situationslogik für die Akteure, der sie sich stellen müssen. In den Aushandlungsprozessen zwischen den Akteuren – der „socio-cultural interaction“ – wird das kulturelle System nicht nur aktualisiert, sondern es kommt unter spezifischen Umständen auch zu Prozessen der „cultural elaboration“. Vielleicht lohnt ein Blick zurück auf das seinerzeitige Urteil des deutschen Rezensenten, indem der erste und letzte Satz aus der „Kölner Zeitschrift“ in Erinnerung gerufen wird: „Kaum ein Werk dürfte die kulturtheoretische Diskussion der nächsten Jahre so stark beschäftigen wie *Culture and Agency* von Margaret Archer.“ Selten hat eine Prognose so schief gelegen. Denn außer einigen Theoretikern und Kulturspezialisten (Giesen, 1997; Koenig, 2000; Müller, 1988, 1992; Reckwitz, 2000) hat dieses große Werk in Deutschland kaum jemand rezipiert. In einem neueren Band über Kulturtheorien der Gegenwart (Moebius / Quadflieg, 2006) werden Werk und Person erst gar nicht erwähnt. „Margaret Archer hat einen brillanten Entwurf vorgelegt, der die Bedeutung analytischer Theoriebildung auch im Kulturbereich unterstreicht, das Studium der Relation von Kultur und Handeln eröffnet, dem Faktor Zeit im morphogenetischen Zyklus eine gewichtige Rolle einräumt und kulturellen Wan-

del gerade aus kulturellen Stabilisierungsbemühungen erklärt. Der theoretische Transfer der Lockwoodschen Unterscheidung lohnt sich demnach und es bleibt zu hoffen, dass sich bald ein deutscher Verlag zu einer Übersetzung entschließt, damit dieses Buch die notwendige Verbreitung erfährt.“ (Müller, 1988: 778f.) Diese Hoffnung sollte sich als trügerisch erweisen. Die Versuche des Rezensenten, deutsche Verlage von einer Übersetzung zu überzeugen, schlugen allesamt fehl. Ihre Standardantwort lautete: „Zu schwer, zu komplex in Argumentation und Stil. Wer soll das denn lesen?“ Eine bemerkenswerte Reaktion im „Land der Dichter und Denker“, in dem den Werken von Hegel bis Habermas häufig auch aufgrund ihrer Unverständlichkeit analytischer Tiefgang attestiert wird. So kam es, wie es kommen musste. Man las nicht, denn noch immer steigt die Rezeption eines Werkes sprunghaft an, wenn es auf Deutsch vorliegt, obwohl Englischkenntnisse zur Grundvoraussetzung jedes Sozial- und Kulturwissenschaftlers gehören. Wenn man nach den Ursachen für den geringen Bekanntheitsgrad der großen britischen Soziologin hierzulande forscht, wird man an dieser Schnittstelle fündig. Wäre es seinerzeit gelungen, „Culture and Agency“ ins Deutsche zu übersetzen, hätte Margaret Archer vielleicht eine ähnliche Bedeutung hierzulande zu erringen vermocht wie Anthony Giddens oder Pierre Bourdieu. Auf jeden Fall hätte sie sich einschreiben können in den deutschen Diskurs über Sozialtheorie wie Bildungsforschung.

Margaret Archer gelang eine weitere epistemologische Engführung ihres morphogenetischen Ansatzes durch die Lektüre von Roy Bhaskars im anglo-amerikanischen Raum einflußreichen Werk „The Possibility of Naturalism“. Die Schule des „Critical Realism“, die sich daraufhin formieren sollte, verfügt seit 1997 über eine eigene Vereinigung, die „International Association for Critical Realism“ (IACR) und seit 2001 über eine eigene Zeitschrift, dem „Journal of Critical Realism“, das ab diesem Jahr sogar fünf Mal im Jahr erscheint. Der „Critical Realism“ versucht, alle existierenden Dualismen durch eine dritte Position zu überwinden, ohne die jeweiligen Pole zu „konflationieren“ oder einzuebnen durch die Annahme wechselseitiger Interdependenz wie die Strukturierungstheorie von Anthony Giddens oder die Praxistheorie von Pierre Bourdieu. Ganz im Geiste dieser Schule widmet sich Archer *theoretisch* dem Problem von Struktur und Handeln und plädiert für einen analytischen Dualismus, den sie gemäß ihrem morphogenetischen Bezugsrahmen ausarbeitet; *epistemologisch* folgt sie einem relationalen Realismus im Anschluss an Bhaskar; *methodologisch* befasst sie sich vor allem mit dem Problem von Objektivität und Subjektivität; und *sachlich* sucht sie eine Theorie sozialen Wandels auszuzeichnen, die die Entwicklungsprozesse im Bereich von Sozialstruktur, Kultur und Handeln je einzeln und vor allem in deren Konstellation verfolgt. Das Ergebnis dieser Auseinandersetzungen wurde „Realist Social Theory: The Morphogenetic Approach“ (Archer, 1995). Wer sich mit Marga-

ret Archers Soziologie beschäftigen will, findet hier die epistemologische und methodologische Grundlegung ihres Ansatzes, neben ihrem analytischen Hauptwerk „Culture and Agency“.

Archer startete als Makrosoziologin und Kulturtheoretikerin, der immer wieder vorgeworfen wurde, dass sie die System- bzw. die Strukturseite in ihren Arbeiten stark akzentuiert, die Seite der Akteure hingegen eher zu vernachlässigen scheint. Was macht denn eigentlich die „Akteursfähigkeit der Akteure“, kurz: ihre „agency“ aus? Dieses Grundproblem in Philosophie, Kultur- und Sozialwissenschaften griff „Being Human: The Problem of Agency“ (Archer, 2000) auf. Ganz gemäß den Vorstellungen des „relationalen Realismus“ sind es die emergenten Eigenschaften von Struktur und Kultur, die die Situation der Akteure definieren. Freilich wird der aktive Akteur immer schon vorausgesetzt, ohne dass seine „agency“ selbst problematisiert wird. Diesem grundlagentheoretischen Unterfangen stellt sich Archer in dieser Studie und sucht die Frage zu beantworten, wie wir zu einem Sinn von uns selbst und damit unserer personalen wie sozialen Identität gelangen.

Eine grundlagentheoretische Betrachtung gibt zwar einen Einblick, wie die „Akteursfähigkeit des Akteurs“ grundsätzlich begriffen wird. Sie sagt aber noch wenig darüber aus, wie Akteure zu den Vorstellungen gelangen, die dann ihr Tun anleiten. Während andere Theorietraditionen hier Theorien der rationalen Wahl oder der Entscheidung bemühen oder die Praxen dem stillen Wirken des Habitus überlassen, stellt sich Archer dem Reflexionsprozess selbst. Das scheint zunächst fast banal zu sein, weil Reflexion stets zu einer starken Vorstellung des Akteurs dazugehört. Der Mensch ist ein reflexives Tier. Und diese Art von basaler Reflexivität dürfte die menschliche Entwicklung von Beginn der gesellschaftlichen Evolution an ausgezeichnet haben. Diese universale Reflexivität als Quintessenz des Menschseins ist aber nicht das, was Archer meint. Sondern sie spricht von „extended reflexivity“ und meint damit ihre zentrale These, „that for the first time in human history the imperative to be reflexive is becoming categorical for all, although manifesting itself in only the most developed parts of the world.“ (1)

Diese These steht im Mittelpunkt ihrer großen Trilogie über menschliche Reflexivität, in der der dritte Band über „The Reflexive Imperative“ vorläufiger Höhe- und Endpunkt ist. Der erste Band, „Structure, Agency and the Internal Conversation“ (2003) spezifiziert den Mechanismus der „inneren Konversation“. Dahinter steht die Vorstellung, dass Akteure Chancen und Zwänge im Lichte ihrer eigenen, aktuellen Situationsbeschreibung abwägen, dann ihre Projekte mit den sozialen Umständen in Einklang bringen, um sie auch tatsächlich umsetzen zu können. Der zweite Band, „Making our Way through the World. Human Reflexivity and Social Mobility“ (2007) untersucht, wie verschiedene „modes of reflexivity“ mit Mustern individueller Mobilität zusammenhängen. Der dritte Band, „The

Reflexive Imperative“ (2012) geht davon aus, dass die Welt immer turbulenter wird und deshalb die Anforderungen an individuelle Reflexivität steigen. Archer bringt das auf die interessante Formel „From Modernity to Morphogenesis“. Diese Formel umschreibt das zeitdiagnostische Rückgrat ihrer sozialtheoretischen und empirischen Bemühungen und gibt einen Ausblick auf die Zukunft im 21. Jahrhundert: die globale morphogenetische Gesellschaft. „My ultimate aim – one that will not be completed in this volume – is to ascertain whether or not the concurrence of morphogenesis in the realms of structure, culture and agency announces the advent of a thoroughly morphogenetic society.“ (4) Einstweilen jedoch befinden wir uns laut Archer in einem Übergangsstadium, das sie „Spätmoderne“ nennt.

Auf den ersten Blick könnte man annehmen, dass sie sich zeitdiagnostisch auf den Spuren der reflexiven Modernisierung von Beck, Giddens und Lash bewegen würde. Doch schon in der Einführung zu ihrem Buch weist sie diese Nähe entschieden zurück. Was zeitdiagnostisch ähnlich klingen mag, wird in ihren Augen theoretisch diametral entgegengesetzt begründet: Reflexivität ist nicht eine Folge der Entstrukturierung von Gesellschaft und der Verflüssigung ihrer Strukturen, also der „liquid modernity“ (Bauman), sondern resultiert aus dem Strukturwandel von Sozialstruktur und Kultur selbst. Dieser Wandel ist so tiefgreifend, dass sich Archer sogar den Übergang von der Moderne zur Morphogenese vorstellen kann. Die Transzendierung der Moderne ist eine ultrastarke These. So spannend wie sie ist, so wenig wird sie in dem abstrakten Argumentationszuschnitt ihrer Studie näher erläutert. Sie erwähnt zwar die Bankenkrise, die Schaffung des World Wide Web und das Wirken von multinationalen Konzernen und redet der Zähmung der beiden Leviathane der Moderne – Markt und Staat – das Wort. Sie belässt es aber bei diesen allgemeinen Bemerkungen, die den Horizont des makrosozialen Wandels von Struktur und Kultur ausleuchten sollen, denn ihr Thema sind die Reflexionsmodi der „agentialen Subjektivität“ heute. Was „morphogenesis unbound“ soziologisch und historisch heißen könnte, bleibt dagegen offen.

Ihre Studie setzt mit einer kurzen Geschichte der Reflexivität ein. Sie unterscheidet vier Modi der Reflexivität und drei theoretische wie historische Stadien ihrer Entwicklung. Von „kommunikativer Reflexivität“ spricht Archer, wenn die innere Konversation von signifikanten Anderen (Familie und Freunde) bestätigt wird, bevor gehandelt wird. „Autonome Reflexivität“ umschreibt einen Modus, bei dem das Subjekt die innere Konversation mit sich selbst ausmacht und danach handelt. „Meta-Reflexivität“ setzt dann ein, wenn der eigene innere Dialog kritisch beurteilt und die Effektivität des eigenen Handelns in der Gesellschaft ebenfalls kritisch eingeschätzt wird. „Gebrochene Reflexivität“ ist ein defizienter Modus, bei dem der innere Dialog nicht zu einem sinnvollen Hand-

lungskurs führt mit der Folge von Desorientierung und situativ gemünztem expressivem Handeln.

Diese vier Modi, die stets allesamt gleichzeitig vorkommen können, sind andererseits aber doch auch historisch situiert. Nach ihrer C+C-Formel (25, 42) von „contexts“ und „concerns“ wendet sie die ersten drei Modi historisch-strukturell und unterscheidet drei Epochen oder Gesellschaftsformationen. „Kommunikative Reflexivität“ kommt vorzugsweise in stabilen traditionellen Gesellschaften vor, in denen der Reproduktionsmodus auf „Morphostasis“ lautet und die Subjekte in kontinuierliche Kontexte einbettet. Wo Tradition vorherrscht und Innovation als gefährliche Aberration angesehen wird, erstreckt sich die kommunikative Reflexivität darauf sicherzustellen, dass alles so bleibt, wie es ist. Routinen und Rituale, also Gewohnheiten und Habitualisierung, beherrschen den gesellschaftlichen Verkehr. Da Sozialstruktur und Kultur komplementär aufeinander eingestellt sind, bleibt die Kontinuität der sozialen Kontexte gewahrt, in denen sich die Akteure bewegen.

Das ändert sich schlagartig unter modernen Verhältnissen, in denen die Passung von Struktur und Kultur durch soziale Differenzierung aufgehoben wird, was Spannungen und Konflikte erzeugt, die zur Diskontinuität der Kontexte beitragen. Es steigt der Reflexionsbedarf durch die Situationslogik des Wettbewerbs, der alle Kontexte der Gesellschaft und ihrer Gruppen durchdringt. Unter diesen modernen Bedingungen, so Archer, gewinnt die „autonome Reflexivität“ die Oberhand, die sie mit „instrumenteller Rationalität“ gleichsetzt.

„Meta-Reflexivität“ ist der neue Modus, der sich in der Spätmoderne mit wachsender Morphogenese, *vulgo*: Wandel, einstellt: „the advent of faster morphogenesis introduces a completely unprecedented influence of structure and culture upon personal reflexivity, which promotes a distinctive mode of reflexive deliberation – meta-reflexivity.“ (31f., im Original kursiv) Auch hier scheint Archer der Risikogesellschaft von Ulrich Beck nahezukommen, wenn auch sie die mangelnde Kalkulierbarkeit, Vorhersehbarkeit und Kontingenz akzentuiert. Aber wer von Risiko spricht, wird stets auch unterstellen, dass sich unwägbar Gefahren in berechenbare Risiken durch Risikofolgenabschätzung auf der Basis von instrumenteller Rationalität transformieren lassen. Genau diesen Ausweg stellt Archer in Abrede. Im Gegenteil: Nicht nur Diskontinuität der Kontexte, sondern „kontextuelle Inkongruität“ treibt die Subjekte dazu, die „C+C“-Formel einseitig auf die eigenen „concerns“ zu richten und die neue Situationslogik der Opportunitäten für sich zu nutzen. Genau diese Meta-Reflexivität bestimmt ihre innere Konversation. „This inner dialogue allows them to complete the following sequence: (a) defining und dovetailing their CONCERNS, (b) developing concrete courses of action as their PROJECTS and (c) establishing satisfying and sustainable PRACTICES. If conducted successfully, this enables subjects to realize their

concerns and results in each person constituting his or her own *modus vivendi*. What is novel is that its completion is becoming more and more reliant on *the practice of meta-reflexivity*.“ (43) In Archers Augen wird diese Meta-Reflexivität gespeist durch forcierte Selbstkritik, die die Wahl der eigenen Lebenspläne zu einem Prozess einer schmerzhaften Auseinandersetzung mit sich selbst und der eigenen Lebensführung macht. Diese radikale Individualisierung wird zudem begleitet von einer ebenso grundsätzlichen Infragestellung der gesellschaftlichen Entwicklung. Selbst- und Sozialkritik führen auf eigene Wege, sei es durch Engagement in der Zivilgesellschaft oder durch den Aufbau eines eigenen kleinen Unternehmens.

Die turbulente Welt (Morphogenese), die offene Gesellschaft (Situationslogik der Opportunität) und der offene Lebensentwurf (Meta-Reflexivität) machen in Archers Augen nicht nur die Rede vom Habitus überflüssig, sondern erfordern auch eine neue, relationale Sozialisationsforschung. „Increasingly, natal backgrounds and socialization practices no longer provide guidelines to action for the young members of any class, let alone ones tantamount to assuring reproduction of social position.“ (81) Sozialisation als relationale Reflexivität muss den Prozess der Selektion von Lebenszielen und Lebensplänen und den Prozess der Lebensgestaltung und -führung ins Auge fassen. Archer entwickelt zu diesem Zweck ein Schema (102), das die vermittelten relationalen Familiengüter korreliert mit einem hohen oder geringen Grad an Selektivität. Die „Identifizierer“ sind „Communicative Reflexives“, die positive Familiengüter mit geringer Selektivität kombinieren und deshalb gern in die Fußstapfen der Lebensführung ihrer Eltern schlüpfen würden. Die „Zurückweisenden“ („rejecters“) entpuppen sich als „fractured reflexives“, die geringe Selektivität mit schlechten Erfahrungen in der Familie kombinieren. Das Ergebnis ist „drift“ und die Unfähigkeit, sein Leben zu führen. Die „Unabhängigen“ sind „autonomous reflexives“, welche die schlechten Erfahrungen in der Familie mit hoher Selektivität verbinden und eine karriereorientierte Lebensführung anstreben. Die „Disengaged“ sind die „Meta-Reflexives“, welche die positiven Familiengüter mit hoher Selektivität vermählen, um eine reflexive Lebensführung souverän zu wählen.

Nach drei Kapiteln Theoriediskussion, die ihren sozialtheoretischen wie sozialisierungstheoretischen Ansatz unterbreiten, rekonstruiert Archer die Ergebnisse einer empirischen Längsschnittstudie ihrer Studenten an der Universität Warwick. „What do young people want from life?“ – so lautete die allgemeine Fragestellung. Um diese Frage zu beantworten, analysierte Archer die Lebensgeschichten und Familienerfahrungen ihrer Studenten im Lichte ihres zuvor entwickelten analytischen Bezugsrahmens. Die Schnittstelle von Struktur und Handeln ist die innere Konversation nebst ihrem vorherrschenden Modus der Reflexivität. Diese vier empirischen Kapitel sind sorgfältig gearbeitet und erfüllen

ihre abstrakten theoretischen Ausführungen mit Leben. Seit 2003 hatte sie 36 Studierende immer wieder befragt, um den Prozess der Selektion und der weiteren Lebensgestaltung im Dreieck von Familie, Freunden und angestrebtem Beruf zu erfassen. Tatsächlich befinden sich alle vier Modi der Reflexion in ihrer Untersuchungsgruppe. Ganz gemäß ihren theoretischen und zeitdiagnostischen Behauptungen ist die kommunikative Reflexivität auf dem Rückmarsch. Die Studierenden, die sich so stark mit ihrem Elternhaus und ihren lokalen Freundschaften identifizieren, dass sie diese Lebensführung am liebsten eins-zu-eins reproduzieren möchten, schaffen das nur, indem sie auf diese neue Welt der Möglichkeiten weitgehend verzichten und auch keine Partnerschaft eingehen, die räumliche und soziale Mobilität erfordern würde. In Archers Sprache: Morphostasis in Zeiten der Morphogenese ist fast ein Unding. Wo alles sich ändert, kann man sich selbst nicht gleich bleiben in der Generationenfolge, bzw. der Preis dafür wird in die Höhe getrieben. Tradition kostet Lebenschancen.

Die „autonome Reflexivität“ ist der dominante Modus bei Studierenden, die auf Karriere setzen und die Situationslogik der Opportunitäten für sich nutzen wollen. Aus Elternhäusern stammend, die sich durch Mobilität und hohe Scheidungsraten auszeichnen, sind es gemischte bis zweifelhafte Botschaften, die diese junge Generation empfangen hat. „In short, such parents are purveyors of mixed messages – or messages that don’t mix – encountered *within the family* by their children, where they confront the necessity of selection much earlier than the subjects examined so far.“ (168) Das Resultat einer solchen Formation ist das, was Archer „the ‘new spirit’ of social enterprise“ (204) nennt, kombinieren diese Akteure „social concerns“ mit finanziellen Interessen. Sie sind in Archers Augen typische Produkte der „Third Way“-Ideologie, insofern sie „lib-politics“ (Markt) mit „lab-politics“ (Staat) in ihrer Berufs- und Karrierewahl zu verbinden suchen.

Die „Meta-Reflexivität“ als Kombination aus positiver Familienerfahrung und hoher Selektivität in der Lebensgestaltung präsentiert in Archers Augen den dominanten Sozialisationstypen der Zukunft. Im Höchstmaß individuiert, lehnen „meta-reflexives“ den institutionellen Individualismus ab; gut ausgestattet mit Bildung und positiver Familienerfahrung distanzieren sie sich von der sozialen Ordnung von Familie und Gesellschaft. Nach Archer formuliert diese ungewöhnliche Kombination ein regelrechtes Paradox: „They are ‘loners’ who seek to devote themselves to social relations; they are people for whom the most proximate social institution – their own family – is one from whose social bonds they seek to distance themselves; in short, they are critically detached from that part of the social order they know best yet dedicated to re-ordering the social through their vocational endeavours.“ (210) Es ist wohl gerade diese Doppeldistanz zu Familie und Gesellschaft im Verein mit extremer, „einsamer“ Individuierung, die erst die Voraussetzung schafft zu eigenem sozialen und beruflichen Engagement in der

Zivilgesellschaft und zur Bildung einer neuartigen Sozialität jenseits von Markt und Staat.

Die „gebrochene Reflexivität“ repräsentiert die Gruppe von jungen Menschen, die aufgrund ihrer negativen Erfahrungen im Elternhaus die neue Situationslogik der Opportunitäten nicht nutzen können. Gründe für diese „Gebrochenheit“ gibt es genug, weshalb Archer drei Unterformen von „fractured reflexives“ ausmacht: „displaced“, „impeded“ und „expressive“. Im ersten Fall wird eine vorhandene reflexive Orientierung durch ein traumatisches Ereignis außer Kraft gesetzt; im zweiten Fall war noch keine rechte Orientierung erkennbar, allenfalls ein schwacher Trend; im dritten Fall wurde eine Art „non-reflexive reflexivity“ ausgemacht, als sich die Personen nur expressiv auf ihr „Bauchgefühl“ verlassen haben. In allen diesen Fällen ist das Ergebnis „drift“, also das „Sich-treiben-lassen“. „Fractured reflexives“ sind die „Verlierer“ dieser morphogenetischen Entwicklung und vermögen kein eigenständiges Leben zu führen.

Archers groß angelegte und in den empirischen Teilen großartige Studie zeigt überzeugend auf, dass sich Sozialtheorie und empirische Forschung kombinieren lassen. Dieser Spagat gelingt dann, wenn man einen elaborierten Bezugsrahmen entwickelt und ihn in der eigenen Untersuchung auch virtuos anzuwenden weiß, ohne den empirischen Daten Gewalt anzutun. Archer demonstriert gleichsam eine „Makrosoziologie des Individuums“, denn es sind die emergenten Eigenschaften und Mächte von Sozialstruktur und Kultur, die die „agentiale Subjektivität“ in Gestalt der jeweils herrschenden Situationslogik kulturell konditionieren, ohne sie zu determinieren. Tatsächlich sind es die Reflexionspotentiale der Subjekte auf dem Hintergrund von Sozialisationserfahrungen in Familie und Freundeskreis, die die Lebenspläne, die Lebensgestaltung und die Lebensführung junger Menschen ausformen. „Wie wir werden, was wir wollen und was wir können“ – diesen Prozess rekonstruiert Archer mit dem Sample ihrer Studierenden. Sie selbst weist darauf hin, dass es sich dabei um eine privilegierte Gruppe in einer privilegierten Gesellschaft handelt. Sie sind gleichsam die Vorreiter einer in ihren Augen unaufhaltsamen Entwicklung: der Entstehung einer globalen morphogenetischen Gesellschaft. Das Szenario hat sie im Rahmen ihres Ansatzes eines „relationalen Realismus“ in Grundzügen skizziert. Gleichzeitig unterstreicht sie mit Nachdruck den Preis für diese neue Welt der Lebenschancen und Möglichkeiten. Die Bildungs- und Sozialisationsvoraussetzungen, um an dieser neuen Welt teilzunehmen, werden immer höher getrieben mit der Folge, dass viele Menschen daran nicht mehr partizipieren können oder wollen. Selbst in ihrem Sample junger gebildeter Menschen, die sie als Vorreiter einer reflexiven Lebensführung ansieht, ist der Anteil scheiternder Lebensgestaltung beachtlich. Der Anteil der „fractured reflexives“ dürfte in Zukunft eher noch größer werden, ohne dass Archer die Frage aufwirft, wie eine Gesellschaft mit dem wachsenden Kreis

der „Verlierer“ umgehen soll. Was tun, wenn der „reflexive Imperativ“ zwar obligatorisch wird, aber nicht jedermann und jedefrau sich diesem Imperativ gewachsen zeigt? Institutioneller Individualismus heißt ja, dass alle Subjekte an- und aufgerufen werden, ihr Leben selbstständig zu führen. Das ist ein Freiheitsversprechen wie eine gewaltige Lebenschance. Aber wenn die Mittel und Möglichkeiten, die Ressourcen und Fähigkeiten in einer neoliberalen, kapitalistischen Gesellschaft derart ungleich verteilt sind, dann wird sich die Kluft zwischen Nutznießern und Leidtragenden in Zukunft weiter öffnen.

Auch eine spannende Studie wie die vorliegende wirft einige kritische Fragen auf, die vor allem Archers theoretische Weichenstellungen treffen. Es sei abschließend nur auf drei Punkte hingewiesen. 1. *Reflexivität*: Wie immer, wenn sich Theoriebildung und Zeitdiagnose auf einen Begriff verdichten, besteht die Gefahr der Hyperinflationierung seiner Bedeutung. Plötzlich wird dann alles „Risiko“, „Information“ und „Wissen“ oder eben „Reflexivität“, um nur einige Gesellschaftsdiagnosen der jüngeren Vergangenheit zu erwähnen. Zum einen ist Reflexivität unhintergehbare Grundlage von Vergesellschaftung: „No reflexivity; no society“ (2); zum anderen geht es aber um „extended reflexivity“ in der Spätmoderne. Wie sind aber Qualität und Quantität dieser Eigenschaft relationiert? Geht es schlicht um „mehr Reflexivität“? Diese Lesart legt ihre Einteilung in drei Gesellschaftsepochen nahe, und wir Spätmodernen dürfen uns für unsere erweiterte Reflexivität preisen. Oder geht es um eine Ausdifferenzierung und damit um die Diversität der Reflexivitätsmodi? Diese Lesart wird gestützt durch ihre eigenen vier Typen von Reflexivität. 2. *Habitus und Reflexivität*: Archer scheint der Auffassung zu sein, dass das Konzept des Habitus sich nur für traditionale Gesellschaften eignet, also für Morphostasis, in Grenzen vielleicht auch noch für moderne Gesellschaften, die Reste von Klassen aufweisen. Warum sollte aber unter dem Druck der morphogenetischen Umstände ein Habitus nicht „reflexiv“ (Elder-Vass, 2007) werden können? Bourdieu selbst gibt eine Fülle von Beispielen dafür, dass der Habitus kein fester Kristall (Müller, 2014) ist, sondern sich mit dem sozialen Wandel, wenn auch mit Zeitverzögerung, jeweils an neue Bedingungen anpasst. Warum also sollte Morphogenese den Habitus zu einem untauglichen Konzept machen? 3. *Moderne und Morphogenese*: Gottfried Benn hielt die Moderne für „unaufhörlich“, und Max Weber meinte, die Moderne sei auch kein Fiaker, aus dem man beliebig aussteigen könne. Wenn das so ist, wie muss man sich dann die globale morphogenetische Gesellschaft vorstellen? Wie kann die Morphogenese die Moderne ablösen? Was heißt „morphogenesis unbound“? Es bleibt abzuwarten, wie Margaret Archer die neue Weltordnung der globalen Morphogenese in ihrer nächsten Studie ausmalen wird. Der Rezensent kommt am Ende nicht umhin, sich zu wiederholen. Auch dieses vorzügliche Buch von Margaret Archer würde eine deutsche Ausgabe rechtfertigen, um die Fülle seiner Anregungen ausschöpfen zu können.

Literatur

- Archer, M. S. *Social Origins of Educational Systems*; Sage: London, 1979.
- Archer, M. S. *Culture and Agency. The Place of Culture in Social Theory*; Cambridge University Press: Cambridge, 1988.
- Archer, M. S. *Realist Social Theory. The Morphogenetic Approach*; Cambridge University Press: Cambridge, 1995.
- Archer, M. S. *Being Human. The Problem of Agency*; Cambridge University Press: Cambridge, 2000.
- Archer, M. S. *Structure, Agency and the Internal Conversation*; Cambridge University Press: Cambridge, 2003.
- Archer, M. S. *Making our Way through the World. Human Reflexivity and Social Mobility*; Cambridge University Press: Cambridge, 2007.
- Archer, M. S. *Conversations about Reflexivity*; Routledge: London/New York, 2010.
- Bhaskar, R. *The Possibility of Naturalism. A Philosophical Critique of the Contemporary Human Sciences*; Harvester Wheatsheaf: New York/London, 1979.
- Buckley, W. *Sociology and Modern Systems Theory*; Prentice Hall: Englewood Cliffs, New Jersey, 1967.
- Donati, P. *Teoria Relazionale della Società*; Franco Angeli: Milano, 1996.
- Elder-Vass, D. Reconciling Archer and Bourdieu in an Emergentist Theory of Action. *Sociological Theory* **2007**, 25, 325–346.
- Giesen, B. Review Essay 'Old Wine in New Bottles'. *American Journal of Sociology* **1997**, 103, 461–463.
- Koenig, M. Eintrag zu Margaret S. Archer, Culture and Agency. In *Wörterbuch der Soziologie*; Kaesler, D.; Vogt, L., Hrsg.; Kröner: Stuttgart, 2000; pp 14–16.
- Moebius, S.; Quadflieg, D., Hrsg. *Kultur. Theorien der Gegenwart*; VS: Wiesbaden, 2006.
- Müller, H.-P. Rezension zu Margaret S. Archer, Culture and Agency. *Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie* **1988**, 40, 778–779.
- Müller, H.-P. *Sozialstruktur und Lebensstile. Der neuere theoretische Diskurs über soziale Ungleichheit*; Suhrkamp: Frankfurt a. M., 1992.
- Müller, H.-P. *Pierre Bourdieu. Eine systematische Einführung*; Suhrkamp: Berlin, 2014.
- Popper, K. *Objektive Erkenntnis. Ein evolutionärer Entwurf*; Hoffmann und Campe: Hamburg, 1972.
- Reckwitz, A. *Die Transformation der Kulturtheorien. Zur Entwicklung eines Theorieprogramms*; Velbrück: Weilerswist, 2000.